

Andreas Wollbold

Kirche als Wahlheimat

1. Evangelisierung – das Leitbild der Pastoral im 21. Jahrhundert

1.1 Zwei Positionen und ein Leitbild

An den Anfang stelle man möglichst etwas Kluges oder etwas Nettes. Das Nette lässt lächeln und sagen: „Ach, wie schön!“, das Kluge lässt aufhorchen und sagen: „Oh, sieh mal da!“ Als zugleich nett und klug gilt es aber, zwei markante Positionen gegeneinander zu stellen und sich dann als der lachende Dritte zu präsentieren. So kann man Joseph Kardinal Ratzinger auf der einen und Ulrich Ruh von der Herder-Korrespondenz auf der anderen Seite fragen: Was sagen Sie zur Zukunft der Pastoral in Deutschland? Mit ihren Antworten müssten sich doch Klängen kreuzen lassen. Überraschenderweise klirren die Klänge beider zwar bei der Wahrnehmung der Situation, doch bei der Stoßrichtung, dem Leitbild der Pastoral, findet sich durchaus Vergleichbares. So sagt Joseph Ratzinger in „Das Salz der Erde“: „Es gibt sozusagen eine ständige kirchliche Selbstbeschäftigung mit ein paar Fixpunkten. Dabei wird zu wenig beachtet, dass draußen 80 Prozent Nichtchristen da sind, die auf das Evangelium warten oder für die jedenfalls das Evangelium auch bestimmt ist, und dass wir uns nicht ständig mit unseren eigenen Fragen quälen, sondern überlegen sollten: Wie können wir als Christen heute in dieser Welt ausdrücken, was wir glauben und damit denen etwas sagen?“¹

Optimistischer, aber im Ziel ganz ähnlich wie der Präfekt der Glaubenskongregation beschließt Ulrich Ruh seine Überlegungen

zur „Kirche auf der Durststrecke“ mit dem Aufruf, der Kraft des Glaubens an das Evangelium zu trauen: „Die katholische Kirche in Deutschland hat allen Unkenrufen zum Trotz genügend spirituelle, theologische und ethisch-praktische Substanz, um mit der gegenwärtigen Durststrecke zurechtzukommen. Sie ist auf jeden Fall weit mehr als eine finanziell gut ausgestattete, hervorragend organisierte Fassade, hinter der sich weithin geistliche Müdigkeit und mangelnder Mut zum Zeugnis verbergen würde. Aber sie ist nicht dazu in der Lage, große gesellschaftliche und kulturelle Trends umzudrehen und die Entwicklung in die von ihr erhoffte und vom Glauben her gebotene Richtung zu lenken. Sie kann heute und in Zukunft nur auf die Menschen setzen, die sich in Freiheit die Botschaft des Evangeliums zu Eigen machen und diesem entgegen allen inneren und äußeren Widrigkeiten und Glanzlosigkeiten treu zu bleiben versuchen.“²

Beide Sichtweisen sollen nicht vorschnell harmonisiert werden. Doch bei aller Differenz und bei aller darum auch notwendigen Auseinandersetzung ist gerade beim Ziel der Pastoral ein erstaunlich breiter gemeinsamer Boden zu sichten – ein „catholic common ground“, um den sich die US-Katholiken seit einigen Jahren in einem Gesprächsprozess bemühen. Denn beide Positionen verbinden drei vergleichbare Einsichten, die man folgendermaßen weiterdenken könnte: Die Differenz von Glauben und Mehrheitskultur, die Notwendigkeit von Erschließungserfahrungen des Evangeliums und die Umkehr als Grund aller Pastoral. Auf wahrscheinlich dahinter liegende sozialpsychologische Dispositionen können dabei Einsichten des Wertewandelsforschers Helmut Klages³ hinweisen, der für den Umschlag im herrschenden Wertesystem seit den 60er Jahren das Zusammenwirken von Faktoren postuliert, die er mit den Theorien der kognitiven Dissonanz, der „forced compliance“ (erzwungene Gefolgschaft), der Selbstwahrnehmung und der Unterscheidung von Ideal- und Real-Ich nach Sigmund Freud ausdeutet. Das könnte für eine katholische Vergangenheitsbewältigung wichtig sein: Die Überloyalität

des Milieukatholizismus schlägt um in einen Mangel an „demütigem Selbstbewusstsein“.⁴

Erstens also benennen sie nüchtern die *Differenz des christlichen Glaubens zu gesellschaftlichen Trends*. Die deutsche „Leitkultur“ schließt zwar vielleicht noch manche christliche Traditionen ein, ist aber keineswegs christlich im Sinn eines Glaubens an die Botschaft des Evangeliums. Hier dürfte die Wiedervereinigung Deutschlands und das Näherrücken des stärker säkularisierten Ostens an noch bestehende volkskirchliche Selbstverständlichkeiten auf Dauer die Augen für die nüchterne Erkenntnis öffnen: Es gibt sicher viele gute Menschen, aber wenig gute Christen hierzulande. So evident diese Tatsache ist, so sehr muss man davon ausgehen, dass die Selbstwahrnehmung von Christen in der Gesellschaft noch von der weit gehenden Einheit von Christsein und Bürgersein ausgeht. Das mag bei Einzelnen noch mit einer prägenden Kindheit im geschlossenen kirchlichen Milieu zusammenhängen. Wichtiger scheint dagegen die Erfahrung einer „kognitiven Dissonanz“, also eines Auseinanderdriftens von Mehrheitskultur und eigener kirchlich gebundener Orientierung. In der Regel wird es zunächst durch ein verstärktes Pochen auf die eigene Position, durch Streben nach Selbstbehauptung und Überlegenheit kompensiert. Genau das ist im Katholizismus des Kulturkampfes bis hin zum arrivierten Status der Adenauer-Ära geschehen. Wo die Dissonanz dann aber zu stark empfunden wurde (1968 steht ja nicht nur für den Kulturbruch hin zu einer auf Emanzipation und Selbstbestimmung gegründeten Gesellschaft, sondern mit „*Humanae vitae*“ auch für die Initialzündung eines Katholizismus des Dissenses), kehrt sich die nach außen gerichtete Abwehrhaltung in Anpassung um. Aus dem Überlegenheitsgefühl gegen Nichtkatholiken wird zugleich ein solches gegen die „ewiggestrigen“ Katholiken, die sich der Verbindung von Mehrheitskultur und Glauben mit allerhand Sondergut in Verkündigung und Praxis entgegenstellen. Diese versöhnlich gestimmte Richtung wäre aber daraufhin zu befragen, ob sie die Differenz zu heutigen Überzeu-

gungen nicht tendenziell einebnen. Dagegen steht auf der anderen Seite in kämpferischer Minderheit die verschärfte Fundamentalopposition gegen „die Welt“. Gegen eine solche Versuchung zum „Gesundshrumpfen“ oder, zu einem Sich-Einrichten in einer Nische muss aber gesagt werden: Gute Christen können nur dann in Wahrhaftigkeit ihren Glauben leben, wenn sie ihren Glauben in Beziehung zu dieser Leitkultur bringen können – sonst werden sie immer wie gespaltene Persönlichkeiten herumlaufen! „Differenz in Beziehung“ wäre also eine notwendige Grundhaltung von Christen heute.⁵

Eine zweite Einsicht lässt sich aus den Aussagen Ratzingers und Ruhs erkennen. Die Zukunft des Glaubens wird sich daran entscheiden, dass Menschen sich „in Freiheit die Botschaft des Evangeliums zu Eigen machen“, wie Ulrich Ruh meint. Wie also können solche *Erschließungserfahrungen des Evangeliums* gelingen, die Menschen in dieser Leitkultur „mitten ins Herz treffen“ – daraufhin ist alle Pastoral abzuklopfen. Kurz: Evangelisierung ist das Gebot der Stunde. Auch dafür ist ein soziologisches Erklärungsmuster hilfreich, das der „forced compliance“. Danach neigen Menschen bei übermächtigen Einwirkungen von außen zur Unterwerfung und zur Unterdrückung entgegenstehender Werte. Wie stark trifft das für einen „vorkonziliaren“ Katholizismus zu? Welche Rolle spielten zumindest *de facto* Sozialkontrolle, Verkündigung als Beschwörung und eine Pastoral des Bewahrens? Ist es deshalb verwunderlich, dass Menschen in dem Moment, wo die Kirche immer weniger Zugriff auf ihr Leben nehmen kann, fast instinktiv dem damals Gelernten entgegenstehenden Werten wie Selbstbestimmung und Sinnlichkeit höchste Beachtung schenken? Es gibt auch einen katholischen Nachholbedarf. Bei den dabei aufgekommenen Narreteien war zumindest eine Portion Nachsicht angebracht. Doch es muss auch nüchtern festgestellt werden, dass dieses Nachholen etwas Nivellierendes hatte. Das Profil eigener christlicher Werte oder gar eines gelebten gemeinschaftlichen Ethos' schleift sich erkennbar ab. Und nach ihren

Früchten, nicht bloß nach ihren Worten gefragt: Wofür stehen Christen eigentlich noch? An die Stelle des Katholizismus als Machtsystem ist vielleicht einfach die sanfte Macht der Mehrheit getreten. Sie regiert nicht durch das Zepter, sondern durch Zulauf.

Aber der Verlust einer Bindung durch „forced compliance“ hat etwas überraschend Positives an sich. Denn am Anfang des 21. Jahrhunderts zeichnet sich nun eine „entscheidende Chance“ ab: „Der christliche Glaube wird wieder neu zu einer echten persönlichen Entscheidung.“⁶ Anders formuliert: Es ist faszinierend, heute Pastoral zu betreiben, denn zum ersten Mal seit Jahrhunderten ist das Evangelium selbst nicht nur Ziel, sondern auch Mittel der Pastoral. Was heißt das? Seit Kaiser Konstantin wollte die Pastoral zwar (hoffentlich) zu einem Leben nach dem Evangelium hinführen, tat dies aber häufig mit Mitteln wie Gesetzen, Brauchtum, Ritualismus, Einbindung in Gruppen, Bindungsverhältnissen in Feudalabhängigkeit, Standeszugehörigkeit oder Geschlechtsstereotypen. Sie sind nicht spezifisch christlich, ja sie haben manchmal durch ihre autoritativen Elemente sogar die Botschaft des Evangeliums eher verdunkelt (so jedenfalls das Schulbekenntnis des Papstes am ersten Fastensonntag 2000). Dagegen kann Christwerden heute nur dann gelingen, wenn die „Kraft Gottes, das Evangelium“ (vgl. Röm 1,16) selbst zur Wirkung kommt, Menschen ergreift und verwandelt. Mehr noch, es ist eine große Herausforderung zu erkennen, dass nur die eigene Umkehr und Erneuerung, also die persönliche Ausstrahlung eines Lebens nach dem Evangelium, Menschen zu denken geben.

Damit ist auch die dritte Einsicht angedeutet, *die Umkehr als Grundlage aller Pastoral*. Wenn nämlich nicht mehr vorrangig Tradition, soziale Gründe oder gar Autorität den Glauben tragen können, braucht es vor allem Zeugen, Einzelne und Gemeinschaften, die bei aller Liebe zur Welt ihre Hoffnung allein auf den Gott Jesu Christi gesetzt haben. Dazu aber ist Umkehr erste Christenpflicht. Auch hier können soziologi-

sche Theorien dieses große Wort als Forderung der Gegenwart erweisen. Die Theorie der Selbstwahrnehmung geht davon aus, dass Menschen in sich stets zum eigenen Selbstbild passende und nicht passende Ich-Anteile haben. Letztere nicht zu beachten ist unter normalen Umständen nützlich und keineswegs bloße Verdrängung. Diese Spannung, die Freud als die von Ideal- und Real-Ich bezeichnete, tritt aber in Umbrüchen, Konflikten und Konfrontationen zutage. Nun muss das bisher am Rand Stehende zum Thema gemacht und bearbeitet werden. Wenn dies gelingt, kann das Selbstbild umgeschrieben, werden und ein Mensch lebt in größerer Übereinstimmung mit sich als ganzer Persönlichkeit und nicht nur mit den ihm passenden Teilen. William James versteht dieses Umschreiben des Selbstbildes als Bekehrung, in dem das Bewusstseinszentrum sich verlagert.⁷ Der Abstand von eigenen Werten und der oft so anderen Wirklichkeit kann dann zu einer lebendigen, ja Lebenssinn stiftenden Spannung werden. Genau darin liegt wohl die menschliche Grundlage für die Umkehr, die das Evangelium fordert. Denn es konfrontiert, bricht die Kompromisse eines „normalen“ Lebens auf und fordert zu einer Neuorientierung am Einen Notwendigen heraus. Umkehr meint deshalb kein braveres Leben, eher ein gewagteres, weil auch alles Konflikthafte und Dramatische, der Leviathan in der Tiefe der Seele, in die Waagschale einer verwandelnden Begegnung mit Gott geworfen wird.

1.2 *Evangelisierung und Selbstevangelisierung*

„Differenz in Beziehung“, Erschließungserfahrungen im Glauben und Umkehr, diese drei Elemente scheinen somit das Leitbild einer Pastoral für das 21. Jahrhundert auszumachen. Nie waren darum seit Jahrhunderten die Herausforderung zu einem persönlichen geistlichen Leben und die pastorale Arbeit so eng miteinander verbunden. „Unsere Zeit braucht weniger Lehrer als Zeugen, und wenn Lehrer, dann darum, weil sie

Zeugen sind“ (Papst Paul VI.). Evangelisierung setzt Selbstevangelisierung voraus. Dabei ist es wunderbar zu erleben, dass man ganz einfach bei der Bibel in die Schule gehen darf und Tag für Tag erleben kann, dass das dort Geschriebene noch vor aller Exegese wahr ist. Wohl jede Seelsorgerin oder Seelsorger könnte Geschichten von Menschen erzählen, die Licht auf dem Leuchter sind, von der Gnade eines Wirkens, das sich auf etwas ganz Unscheinbares wie ein Senfkorn einlässt, etwa einen Obdachlosen oder einen Schwerstkranken, dem wir treu geblieben sind und viel Zeit geschenkt haben, von Bemühungen wie denen des Sämners, die auf den Wegen der Zeit zertreten werden, von den spitzen Mäulern der Vögel weggepickt werden oder denen die Dornen des Alltags über den Kopf gewachsen sind – und dann auf einmal, du hättest es gar nicht mehr gedacht, trägt es mehr Frucht, als du fassen kannst. Nur ein Beispiel dafür, dass dies nicht nur Sonntagsreden sind: Eine etwa 25-jährige Erfurterin hat sich vor zwei Jahren taufen lassen. Anfangs war es ihr katholischer Freund, der ihr eine erste Neugier auf den Glauben machte. Aber dann, so erzählt sie, war es eine längere Krankheit, die sie ins Nachdenken brachte. Am Ende wusste sie, im Glauben ist Halt, und sie hätte sich auch taufen lassen, wenn sie sich von ihrem Freund getrennt hätte.

1.3 *„Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“*

„Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“ (26. November 2000)⁸, das Wort der deutschen Bischöfe zum Beginn des neuen Jahrhunderts, versucht in diesem Sinn eine Zeit-Ansage. Dabei geben die Bischöfe einen Hinweis darauf, warum der missionarische Auftrag am Beginn des 21. Jahrhunderts nicht eine neben anderen Aufgaben sein kann, sondern die Klammer für alle Tätigkeiten, nämlich weil die Kirche in eine neue Phase der Glaubensweitergabe eingetreten ist: „Vermutlich verliert in unserer Generation eine Gestalt des Christwerdens

ihre Dominanz: die vornehmlich pädagogisch vermittelte Gestalt der Weitergabe des christlichen Glaubens, die seit dem Beginn der Reformationszeit bzw. der Gegenreformation bestimmend gewesen ist, ähnlich wie seit frühmittelalterlichen Zeiten die ‚soziale‘ Gestalt der Glaubensvermittlung vorherrschend gewesen war. Wir treten jetzt in eine Zeit ein, in der christlicher Glaube missionarisch-evangelisierend in der Generationenfolge weitergegeben werden muss.“⁹

Diese Phaseneinteilung der Gestalt des Christwerdens geht auf Roman Bleistein zurück, der damit eine überraschende Pointe verbindet. Denn sowohl die soziale Weitergabe des Glaubens in einer christentümlichen Kultur der mittelalterlichen Stadt, die auch Alltag, Feste, Recht und Politik durchdringt, als auch die pädagogische Weitergabe mit der umfassenden Schulung seit der Zeit von Reformation und katholischer Reform vor allem von Kindern und Jugendlichen für ein Gerüst von Überzeugungen und Gewohnheiten gehen von außen nach innen. Zunächst wird ein Umfeld geschaffen, dann hofft man, der Einzelne werde sich davon christianisieren lassen. Doch bei aller Hochachtung für das in Jahrhunderten Gewachsene erkennt der jüngst verstorbene Jesuit beide Modelle als an ein Ende gekommen. Heute stehe die Glaubensvermittlung vor der Aufgabe eines evangelisierenden Zeugnisses, das den Einzelnen „mitten ins Herz trifft“ (Apg 2,37). Nur wo Menschen sich innerlich bewegt fühlen, können tragfähige Sozialgestalten christlicher Gemeinden und Gemeinschaften wachsen. Dieser Umschwung vom Außen nach Innen ist aber mehr als ein bloßer Methodenwechsel. Er fordert eine eigentliche Umkehr aller pastoral Tätigen, nämlich den Verzicht auf jegliche „forced compliance“ oder auch nur auf den Verlass auf die Routine eines gut geölkten Pastoralbetriebes und die Leidenschaft dafür, Menschen so auf Christus anzusprechen, dass sich von innen her ihre Türen auftun (vgl. Apg 14,27; 1 Kor 16,9; 2 Kor 2,12; Kol 4,3; Offb 3,8). Positiv werden personale Qualitäten wie Verlässlichkeit, geistliche Ausstrahlung und Arbeit an sich selbst

sowie kommunikative Fähigkeiten wie Zuhören, Sensibilität, eine einfache und klare Sprache zur ersten Aufgabe jeder Pastoral.

Unschwer lassen sich schließlich die drei Teile des Schreibens den drei in 1.2 entwickelten Einsichten zuordnen. „Die Welt, in der wir leben“, der Teil I, entwickelt mit eigenen Worten ein Bild von der nicht mehr christlichen Gesellschaft, der Differenz in Beziehung seitens der Christen am besten entspricht: „Inmitten einer pluralen, vieles nivellierenden und ‚gleich-gültig‘ machenden Gesellschaft findet das profilierte Zeugnis einer Minderheit durchaus neue Aufmerksamkeit.“¹⁰ Die Erschließungserfahrungen werden hier im Teil III. in Auseinandersetzung mit den fünf Stufen der Evangelisierung nach dem Schreiben von Papst Paul VI. „Evangelii nuntiandi“ (1975) beschrieben: Zeugnis des Lebens, Zeugnis des Wortes, Zustimmung des Herzens, Eintritt in die Gemeinschaft der Gläubigen und Beteiligung am Apostolat. Schließlich taucht das Erfordernis der Umkehr für einzelne, Gemeinschaften und die Kirche insgesamt überall auf, konzentriert sich aber besonders im Teil II. zur missionarischen Spiritualität: „Die Kirche darf der Raum sein, in dem das geheimnisvolle Wachsen der Saat, des Wortes Gottes, für die Menschen sichtbar wird.“¹¹ Kirche als Raum, in dem Menschen das Wort Gottes als Zuspruch für ihr eigenes Leben erfahren dürfen, dieses Ideal lässt sich abschließend mit der Vorstellung von der Wahlheimat wiedergeben.

2. Kirche als Wahlheimat

2.1 Wahl-Heimat als Zeichen der Zeit

Ein soziologischer „Schlenker“ gehört mittlerweile zum guten Ton fast jedes pastoralen Vortrags oder Beitrags. Dabei haben sich einige Selbstverständlichkeiten herausgebildet, die dann allerdings kaum mehr ernsthaft hinterfragt werden. Dazu gehört etwa die These von der Individualisierung, Enttraditionalisierung und Entinstitutionalisierung, also insgesamt einer wachsenden Freisetzung von immer mehr Menschen aus

übergeordneten Bindungen. Dabei wird aber meist übersehen, dass sich mittlerweile ein komplementärer Pol als ebenso wichtig herausgebildet hat, nämlich die Suche nach einer neuen Beheimatung.¹² Menschen wollen frei sein, aber sie suchen für ihre Freiheit auch ein Zuhause. Heimat wird deshalb meist nicht mehr im traditionellen Sinn einer festen Herkunft begriffen, also eines verlässlichen, aber auch engen Rahmens für die eigene Lebensgestaltung, sondern im Sinn von frei angestrebten Wahl-Heimaten. Nicht wenige suchen nach solchen Orten, in denen sie Sinn und Beziehung finden und in denen sie sich selbst wiederfinden können. Diese Doppelbewegung zunehmender Freiheit und des Wunschs nach Rückbindung in Sinn und Beziehung geschieht auf den verschiedensten Feldern, von denen hier nur vier genannt seien:

- Die gewachsene *Mobilität* setzt aus tradierten Gefügen frei („Individualisierung“), schafft sich aber auch in der Kommunikationsgesellschaft ein überaus dichtes Netz von Verbindungen. War die Eisenbahn und mit ihr das Fernweh das Zeichen des 19. Jahrhunderts, so sind es Internet und Handy für heute.
- *Wirtschaftlich-sozial* schwächen sich traditionelle Schichtzugehörigkeiten über die Position im Arbeitsprozess im Zeichen der Etappenerwerbsbiographie ab. Umso mehr erhalten ästhetische, erfahrungsbezogene Events, Symbole, Kleidung, Musik und Kunst der „Erlebnisgesellschaft“ (Gerhard Schulze) die Aufgabe, Verbindung zu stiften und von anderen abzugrenzen.
- *Partnerbeziehungen und Lebensführung* entwickeln sich von der Normal- zur Wahlbiographie. Umso erstaunlicher ist die enorme Bedeutung des Wunsches nach Geborgenheit, Dauer und einem erfüllten Leben in Familie oder Partnerschaften. Nicht das Zuwenig, sondern das Zuviel an Erwartungen an den anderen belastet ja häufig das Miteinander und führt zur Trennung.
- Auch weltanschaulich wächst zwar die Zahl der ungebundenen Wechselwähler, Bastler und Passanten. Im einzelnen

Lebensentwurf kommt es aber meist zu einer Mischung aus Modernität und traditionellen Wurzeln. Bezeichnenderweise finden junge Menschen oft ein erstaunlich gutes Verhältnis zu den Senioren, und der fast ärgernerregende Traditionalismus nicht praktizierender Christen anlässlich von Taufen, Erstkommunionen und Trauungen legt davon ein beredtes Zeugnis ab. Man könnte diese Doppelpoligkeit von Freiheit und Heimat mit den beiden Schicksalsdaten der Moderne verbinden: die Französische Revolution von 1789 wollte die Freiheit zur Grundlage des Gemeinwesens machen, die Wende von 1989 suchte ebenfalls Freiheit, aber sie suchte gleichzeitig einen Ort für diese Freiheit, so dass das Ich sich darin wieder mit anderen verbinden kann, aufgehoben ist, sich darin wiederfinden kann. So war der Übergang vom „Wir sind das Volk“ zum „Wir sind ein Volk“ keineswegs ein Verrat, sondern eine Weiterführung der deutschen Revolution im ostdeutschen Herbst 1989. Spätestens seitdem ist klar, es gilt, beides miteinander zu verbinden, Freiheit und Heimat – eben zur Wahlheimat. Und weil sich diese Verbindung eben erst andeutet, ist von vornherein klar, dass die Suche nach Wahlheimat etwas Neues, gewiss Widersprüchliches und weithin wohl noch Unbewältigtes meint. Mit dieser anspruchsvollen Aufgabe ist man nie fertig, aber anzufangen lohnt sich immer. Menschen auf der Suche nach Wahlheimat reißen Mauern ein, weil sie Mief und Enge nicht mehr aushalten, und sehnen sich – „ausgesetzt auf den Bergen des Herzens“ (Rainer Maria Rilke) – gleichzeitig nach ein wenig Geborgenheit.

Könnte Kirche in vielerlei Sinn- und Beziehungsgefügen für viele Menschen eine solche Wahlheimat werden? Gewiss nicht bloß als bergendes Milieu, wohl aber als ein Raum, der die Ahnung von der Weite Gottes gibt. Als eine Gemeinschaft also, in der alles Feste und Verbindliche zum Glauben an den dreifaltigen Gott hinführt, der jeden persönlich erwählt, Ja zu ihm sagt und darin seiner Freiheit erst einen sinnvollen Raum eröffnet. Statt das Leben zu vertändeln es einsetzen

zu lernen für den, der aller Liebe wert ist, das heißt der Freiheit eine Heimat im Gott Jesu Christi zu geben. Kirche als Wahlheimat, mit diesem Leitbild kann man nun auch eine Entdeckung machen. Es ist heute die Chance gekommen, in der nicht nur das Ziel, sondern auch die Gestalt der Pastoral vom Evangelium geprägt sein muss. Dieses Heute, dieses Zeichen der Zeit fasse ich in den Doppelbegriff der Wahl-Heimat:

- *Wahl* heißt Freiheit, Personwürde und Unverwechselbarkeit, aber auch Exodus, Weg, Eintreten in Beziehung, letztlich von Gott her Erwählung.
- *Heimat* sagt daraufhin: Entscheidendes ist bereits geschehen, das Reich Gottes ist in Jesus Christus angebrochen. Aus seiner Vorgabe können wir leben. Kirche sollte und könnte der Raum sein, in dem dies glaubhaft und vielleicht auch ein wenig erfahrbar wird. Dass sie dazu fähig wird, das ist *die* Herausforderung zukunftsfähiger Pastoral.

2.2 *Beißt sich die Katze nicht in den Schwanz?*

Worauf also muss sich eine zukunftsfähige Pastoral konzentrieren? Offensichtlich auf das, was in den ersten Generationen des Christentums Evangelisierung bedeutete, nämlich ein Zeugnis, das den einzelnen „mitten ins Herz traf“ (Apg 2,37). Persönlich angerührt werden, einen Weg gehen, Erfahrungen machen, darin den Glauben festigen und schließlich selber als Zeuge zu diesem Glauben stehen, das wird immer mehr der normale Weg des Christwerdens sein. Aber aus der Sicht der Träger der Pastoral mögen sich Bedenken dagegen erheben: Wenn doch offensichtlich viel Zeit und Einsatz auf Erschließungserfahrungen des Evangeliums verwendet werden muss, wer soll denn dann die Evangelisierung tragen? Beißt sich da die Katze nicht in den eigenen Schwanz, wenn die Seelsorge Erfahrungsräume des Evangeliums bereitstellen soll, die doch schon evangelisierte Gemeinden voraussetzen? Tatsächlich scheint bei einer solchen Kon-

zentration auf den Einzelnen und seine Glaubenserfahrung die gemeindliche Sozialgestalt zunächst eher schwach zu sein. „Rackern“ sich dann aber nicht einige Träger der Pastoral ab, bis sich überhaupt eine gewisse Anzahl Menschen auf das Evangelium eingelassen hat?

Diese Sorge ist nur zu berechtigt. Sie braucht aber nicht zu Hyperaktivität oder zu Verbitterung zu führen. Vielmehr zeigt sich hier noch einmal, was es heißt, das Evangelium nicht nur zum Ziel, sondern auch zum Mittel der Pastoral zu machen. Ganz zu Recht meint nämlich Gisbert Greshake: „Im ‚Sterben‘ der bisherigen Sozialgestalt der Kirche ist eine Chance gegeben, nämlich die Chance, intensiver, wahrhafter, kompromissloser, d. h. ohne Schielen darauf, ob man ein breites gesellschaftliches Echo findet oder nicht, das Evangelium zu leben und in der Welt zu bezeugen.“¹³ Wenn nämlich die bisherige Sozialgestalt von Milieu, Mitgliederbetreuung und -aktivierung zunehmend hinfällig wird, läuft auch ein Pastoralstil aus, der einige Träger der Pastoral als Arbeiter, Anbieter und Aktivierer der Menge mehr oder weniger williger Christen gegenüberstellt. Besonders die Pastoral zu Taufe, Erstkommunion und Firmung konfrontiert noch weithin mit diesem Pastoralstil, und die Frustrationen dabei sind ein deutliches Anzeichen dafür, dass er nicht mehr zeitgemäß ist. Auch die moderneren Konzepte einer mit vielerlei Angeboten operierenden Dienstleistungskirche kann u. U. die Spannung nur noch verstärken, Hauptamtliche mit professionellen Angebote von Klienten zu unterscheiden. Im Hintergrund steht eine jahrhundertealte, relativ staatsnahe, sehr etablierte und finanziell auch gut unterfütterte Form des Kircheseins in Deutschland: Danach ist Kirche Organisation, die ihren Mitgliedern in ihren Vertretern gegenübertritt.

Freilich, der Abschied davon ist schon ein Sterben, ein Loslassen des Vertrauten auf eine ungewisse Zukunft hin. Das Evangelium als Mittel der Pastoral hält dafür aber die Verheißung bereit, dass ehren- und hauptamtlich Engagierte vorrangig zu Zeugen wer-

den, die etwas vom Evangelium begriffen haben, es zu leben versuchen und darauf hoffen, dass „der Herr täglich ihrer Gemeinschaft die hinzufügt, die gerettet werden sollten“ (Apg 2,47). Die gelebte und verkündete frohe Botschaft sucht sich selbst ihre Hörer und löst wunderbare Prozesse der Gemeindebildung aus. Gemeinde lässt sich nicht machen, aber sie wächst wie im Gleichnis über Nacht und von selbst. Dieser Stil des Evangeliums ist immer für Überraschungen gut: Irgendetwas hat sich getan, und plötzlich schneien alte Kommunisten, arme Tröpfe oder gelernte Halsabschneider ins Haus und wollen sich taufen lassen. Das hat etwas sehr Provisorisches, nicht Planbares an sich, in die Lehre geht dieser Stil eher bei Straßenkünstlern als auf der Akademie der schönen Künste. Pastoral besteht dann nicht in konzentrischen Kreisen, in denen wie Planeten um die Sonne Menschen in unterschiedlicher Distanz um ein sonnenhaftes Aktivitätszentrum ihren Lauf nehmen. Das hieße ja, je weiter entfernt sie von den ganz Aktiven wären, umso kälter wäre ihre Grundtemperatur – bis sich schließlich die Welt außerhalb des Planetensystems auf dem absoluten Gefrierpunkt befände. Ein zutreffenderes Bild wäre das Ausflocken von Kristallen aus einer zunächst amorphen Flüssigkeit. Zuerst bilden sich einzelne Kristallisationskerne zwischen vielen freischwebenden Elementen, aber ihrer Bindekraft können sie sich auf Dauer nicht entziehen. So wird die ganze Flüssigkeit kristallin, in wunderbarer und doch ganz ungeplanter Ordnung.

So ließe sich zweierlei sagen: Zunächst lässt sich gelassen annehmen, dass Mittun in der Gemeinde vom flüchtigen Passanten bis hin zum eingeschworenen Gemeindevorstand gestuft sein kann. Deshalb sind Gemeinden und Gemeinschaften immer wieder aufgefordert, Grenzen nicht zu eng zu ziehen: Jeder der kommt, ist willkommen, denn christliches Zusammenkommen muss mehr sein als eine bloße Interessengemeinschaft oder gar das verwandte Milieu derer, die zumeist den selben Radiosender hören und dieselbe Partei wählen. Gerade gegen-

über den „freischwebenden Elementen“ gilt das Grundgesetz der Wahlheimat: Sobald sie den Eindruck haben, vereinnahmt zu werden, weichen sie zurück wie die Schnecke ins Schneckenhaus. Sobald sie aber etwas entdecken können, wächst die Chance, hier oder dort an Kristallisierungen teilzunehmen. Die Gemeindebindung ist nie unmittelbar anzuzielen, sie kann sich nur ergeben. Im Letzten ist sie Geschenk des Heiligen Geistes an die Kirche.

Zum anderen liegt es aber auch im Wesen des Glaubens, gemeindlich zu werden. Wenn jemand höchstpersönlich Gott begegnet, wird er auch in den Kreis der Gemeinde eingeführt. So wird Paulus nach seiner Bekehrung zu Hananias gelenkt (Apg 9,10-19), später durch die „nachgehende Seelsorge“ des Barnabas aus seinem Wartestand in Tarsus geholt und ins Missionswerk integriert (Apg 11,25 f.). Das Evangelium trifft in der Regel nur dort ins Herz, wo es gelebt und verkündigt wird. Das Wort und die Kirche, der Geist und die Braut (Offb 22,17) wirken gemeinsam, ohne in eins zu fallen. Vielleicht wird es darum in Zukunft deutlich weniger Gemeinden geben, werden sich Pfarreien zusammenschließen müssen, wird eine flächendeckende Pastoral sich zu einer eher zeichenhaften verändern. In jedem Fall jedoch braucht es sprechende Gemeinden mit Profil, kantig, provokativ und beziehungs-fähig zugleich.¹⁴ Im Blick auf die Evangelisierung der Samariter durch die Frau am Jakobsbrunnen fasst Augustinus deshalb den Glaubensweg ihrer Dorfgenossen vom Zeugnis der Frau hin zum eigenen Erleben so zusammen: „Nun glauben wir nicht mehr wegen deines Wortes, sondern wir haben selbst erkannt und wissen, dass dieser wirklich der Erlöser der Welt ist“ – nämlich zuerst vom bloßen Hörensagen, dann aber durch seine Gegenwart. So geschieht es auch heute mit denen, die draußen stehen und noch keine Christen sind. Christus wird ihnen durch befreundete Christen verkündigt. Wie durch jene Frau – sie steht für die verkündigende Kirche – kommen sie zu Christus und glauben durch dieses Gehörte. Dann aber bleibt er für zwei Tage bei ihnen, d. h. er gibt

ihnen die zwei Gebote der Liebe. Da glauben sie in viel größerer Zahl und viel fester an ihn, weil er wirklich der Erlöser der Welt ist.“¹⁵

2.3 Einzelne Erfordernisse für zukunftsfähige Gemeinden

Wahlheimat bejaht Freiheit, sie führt sie aber aus der Spielerei, der Beliebigkeit und dem bloßem An-Sich-Sein des Subjekts in die freie Bindung an Gott und die Sendung hinein.¹⁶ Diese Grundlage lässt sich abschließend in einige Erfordernisse für zukunftsfähige Gemeinden übersetzen.

Entscheidend wird das *Wegmotiv*. Die nachtridentinische Kirche schuf sich im Konfessionalismus klare Grenzen zwischen einem Drinnen und einem Draußen. Das gab ihr sicher Profil und Kraft, verhinderte aber ihr Eingehen auf die Welt und ihre Kultur. Gewissermaßen waren die Kristallisationskerne aus der Flüssigkeit herausgenommen worden. Wahlheimat meint dagegen: Es braucht ein Drinnen (also Heimat, etwas Geprägtes), aber es braucht auch offene Türen zum Ein- und Ausgehen, wie es Jesus vom Schafstall in Joh 10,9 sagt (also Freiheit und Wahl). Deshalb sollte Pastoralentwicklung sich besonders um Erschließungserfahrungen, um katechumenale Wege und um vielfältige Formen der menschlich-geistlichen Begleitung bemühen. Sie wird Sympathie, Freundschaft und Geduld auf oft jahrelangen Wegen zwischen Weggang und Heimkehr pflegen.

Pluralismus und Profil, beides bestimmt die christliche Gemeinde. Diese Spannung wurzelt in der von Sendung und Sammlung oder von Zeugnis und Gemeindeaufbau. In diesem Sinn braucht es auch eine regelmäßige Gewissenserforschung der Gemeinden: Sind sie wirklich Erinnerungsgemeinschaft, die von den Großtaten Gottes lebt, oder nur eine Lebensstilenklave, wie es der amerikanische Soziologe Robert Bellah unterschieden hat?¹⁷

Kirche als Wahlheimat kann aber schließlich nicht bedeuten, in einer bindungslosen

Welt eine heile Gegenwart aufbauen zu wollen. Vielmehr stellt das Evangelium Menschen neu in ihre Welt hinein. Pastoral soll deshalb mit Neugier und Anteilnahme an die (wenn auch oft fragmentarische) *Suche nach Heimat in der Welt* anknüpfen. Immer wenn Menschen ihre Energien investieren, in Beziehungen und Familien, in die Arbeitswelt und ein gutes Betriebsklima, in Nachbarschaft, Netzwerke und lebensweltnahe Aktivitäten, in Augenblicks- und in Gesinnungsgemeinschaften von Verein, Urlaub oder Kultur, schließlich auch in den Aufbau einer lebendigen Bürgergesellschaft, dann dürfen sie erwarten, dass christliche Gemeinden ihnen dabei hilfreich zur Seite stehen. Wer die Suche nach Heimat in der Welt bejaht, wird dann vielleicht an ihren Segnungen und Verheißungen ebenso wie an ihren Grenzen und Brüchen auch ein Ja zur ewigen, unverbrüchlichen Heimat sprechen lernen.

Soziologisch gesehen wachsen Gemeinden dann, wenn sie ein starkes Profil haben, wenn es ihnen aber zugleich gelingt, sich nicht in sich selbst einzuschließen, sondern in vielerlei in die Tiefe gehenden Kontakten und persönlichen Beziehungen mit Außenstehenden verbunden zu sein. Ob nicht beides allzu häufig das Problem heutiger Gemeinden in Deutschland ist – zu angepasst an gängige Lebensstile zu sein und gleichzeitig zu sehr auf sich selbst bezogen zu bleiben?

Anmerkungen:

- ¹ *Joseph Ratzinger: Salz der Erde: Christentum und katholische Kirche an der Jahrtausendwende. Ein Gespräch mit Peter Seewald. Stuttgart 1996, 171.*
- ² *Ulrich Ruh: Kirche auf der Durststrecke, in: HerKorr 55 (2001), 163–165, hier 165.*
- ³ *Vgl. Helmut Klages: Traditionsbruch als Herausforderung. Perspektiven der Wertewandels-gesellschaft. Frankfurt a. M.–New York 1993.*
- ⁴ *Brief eines Bischofs aus den neuen Bundesländern über den Missionsauftrag der Kirche für Deutschland, in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.): Zeit zur Aussaat. Mis-*

- sionarisch Kirche sein (=Die deutschen Bischöfe 68), Bonn 2000, 35–42, hier 39.
- ⁵ *Vgl. Andreas Wollbold: Religionsunterricht in der Bürgergesellschaft, in: TThZ 109 (2000), 270–282.*
 - ⁶ *Brief eines Bischofs, 35.*
 - ⁷ *William James: The Variety of Religious Experience. A Study in Human Nature. New York 1994 (bes. Vorlesung 9 und 10).*
 - ⁸ *Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.): Zeit zur Aussaat (s. Anm. 4).*
 - ⁹ *Ebd. 33 f., Vgl. Roman Bleistein: Deutschland – Missionsland? Reflexionen zur religiösen Situation, in: StZ 216 (1998), 399–412, bes. 404–407.*
 - ¹⁰ *Ebd. 9.*
 - ¹¹ *Ebd. 12.*
 - ¹² *Vgl. zum Folgenden ausführlicher Andreas Wollbold: Kirche als Wahlheimat. Beitrag zu einer Antwort auf die Zeichen der Zeit (= SThPS 32). Würzburg 1998.*
 - ¹³ *Gisbert Greshake: Priester sein in dieser Zeit. Theologie – Pastorale Praxis – Spiritualität, Freiburg 2000, 218.*
 - ¹⁴ *So auch jüngst Papst Johannes Paul II. in seiner „Botschaft zum Welttag für die Migranten“, wobei das für die Pfarrei Gesagte wohl für jede Form der Mobilität gilt: „Die Pfarrei, etymologisch gesehen eine Wohnstatt, in der sich der Gast wohlfühlt, nimmt jeden auf und diskriminiert niemanden, denn keiner ist ihr fremd. Sie verbindet die Ansässigkeit und Sicherheit jener, die ein eigenes Zuhause haben, mit der Bewegung und der Ungewißheit derer, die auf Wanderschaft sind. Wo der Geist der Pfarrgemeinde lebendig ist, verblassen oder verschwinden die Unterschiede zwischen den Einheimischen und Fremden, denn vorherrschend ist das Bewußtsein der gemeinsamen Zugehörigkeit zu Gott, dem einen Vater“ (zit. nach OR/dt. vom 26. Februar 1999, Nr. 9, 8).*
 - ¹⁵ *In Io. tract. XV, 33.*
 - ¹⁶ *Vgl. Hallensleben: Theologie der Sendung. Die Ursprünge bei Ignatius von Loyola und Mary Ward. (Frankfurter Theologische Studien, Bd. 46). Frankfurt a. M. 1994.*
 - ¹⁷ *Robert Bellah et al.: Habits of the Heart. Individualism and Commitment in American Life. Berkeley 1985, 71–75. 152–155 (dt.: Gewohnheiten des Herzens. Individualismus und Gemeinsinn in der amerikanischen Gesellschaft. Köln 1987).*